

Melchior von Diepenbrock

Domdekan in Regensburg, Fürstbischof von Breslau (1845–1853)

von

Alexander Loichinger

Melchior von Diepenbrocks Heimat war Westfalen. Er wurde am 10. Januar 1798 in Bocholt bei Münster geboren. Er war das siebte Kind unter insgesamt zehn Geschwistern, sechs Mädchen und vier Knaben. Schon früh zur Schule geschickt, genoß er nacheinander die Erziehung durch einen Geistlichen im Nachbardorf Velen und das Internat Wilkinghege bei Münster. Auf den ausdrücklichen eigenen Wunsch hin brachten ihn die Eltern im Jahr 1810 schließlich auf die französische Militärschule in Bonn. Aus all diesen Schulen aber wurde Diepenbrock stets vor der Zeit wieder nach Hause geschickt. Der Grund dafür war immer derselbe: sein zwar eigentümlich weichherziges, aber völlig ungebändigtes Wesen. Die Enttäuschung der Eltern war wohl jedesmal groß. Vielleicht wäre es das beste gewesen, sie hätten ihn gar nicht von daheim weggeben, sondern sich in der Familie entfalten lassen. Denn jetzt war der Umgang mit ihm wirklich schwierig geworden. Etwas Jähes und Eigenwilliges hatte sich in ihm ausgeprägt.

Die Zeit der Befreiungskriege kam und Diepenbrocks Traum vom Soldatenberuf erwachte aufs neue. Zusammen mit seinem älteren Bruder Ferdinand meldete er sich als Freiwilliger zur Landwehr. Und obwohl er erst sechzehn Jahre alt war, konnte er dort sofort als Leutnant eintreten. Später erhielt auch er die sogenannte Medaille pro 1815 verliehen als Anerkennung, daß er im Feldzug von 1815 wirklich mitgekämpft hatte. Nach der endgültigen Besiegung Napoleons suchte Diepenbrock um den Dienst im preußischen Heer nach. Unter gleichbleibendem Rangverhältnis wurde er im Oktober 1815 übernommen und schon wenig später als preußische Besatzung nach Frankreich abberufen. Sein kommandierender General war Graf Zieten.

Charlotte von Neumayr, die später zu Diepenbrocks vertrautesten Briefadressatinnen gehörte und zugleich seine erste Biographin war, schrieb über diese Zeit, Diepenbrock habe sich mit seiner kühnen Natur im Heer zu den tollsten Streichen hinreißen lassen, sei immer wieder in Duelle verwickelt gewesen und habe sich einmal so schwerwiegend gegen das Gesetz des Gehorsams vergangen, daß ihm lebenslängliche Festungshaft drohte. Seine Vorgesetzten hätten die Sache, weil sie ihm gewogen waren, unterdrückt, ihm aber den Abschied nahegelegt. Aber erst nach einem wahren Tobsuchtsanfall habe er schließlich das Regiment verlassen.

In merkwürdigem Widerspruch dazu steht eine Beurteilung Diepenbrocks militärischer Vorgesetzter von 1816. Sie spricht von der „guten, lobenswerten Führung und dem stillen sittlichen Betragen“ des Leutnants Diepenbrock. Hier tritt eine ganz andere Gestalt des jungen Diepenbrock hervor. Und dieses Bild ist das viel zutreffendere, wenn man es am Gesamtbild der Erscheinung und Persönlichkeit Melchior von

Diepenbrocks mißt. Um so seltsamer mutet es an, daß sich schon so früh diese Legende um seine Jugend und seine Soldatenzeit bilden konnte. Diese Tendenz der Legendenbildung ist durch sein ganzes Leben hin zu verfolgen. Sie setzte schon zu Lebzeiten Diepenbrocks ein und wurde gerade auch von seinen vertrautesten Bekannten, wie es Charlotte von Neumayr war, aber auch von der eigenen Familie fortgetragen. Ohne Ausnahme rankte sie sich auch durch alle späteren, auch wissenschaftlich-biographischen Beschreibungen fort. Wahrscheinlich beruhte vieles zunächst einfach auf Verwechslung und Täuschung. Es wird aber eben auch eine bewußte Tendenz sichtbar.

Was Diepenbrocks Soldatenzeit betraf, griff man wohl deshalb gern nach diesem Bild eines verwegenen Leutnants, um dann seine Hinwendung zum Priesterberuf um so wundersamer darstellen zu können. In Wirklichkeit gibt es in Werden und Sichentfalten der innerlichen Lebensgestalt Diepenbrocks diesen Bruch eines wilden und regellosen Vorher und eines sittlichen, religiös verinnerlichten Nachher nicht. Wohl gab es da Krisen und große Erschütterungen. Diepenbrocks inneres Wesen aber war zu jeder Zeit geradlinig und ungebrochen geblieben. Es waren nur die Anzeichen einer großen Werdenot darin, die so oft einem reicher veranlagten Gemüt anhaftet. Auf alles aber legte sich der Schatten einer, vor allem von seiten der Mutter ererbten Schwermütigkeit. Sie machte alles noch einmal tiefer, aber auch bedrückender und mühevoller.

So schied Diepenbrock jetzt auch im Bewußtsein eines ehrenvollen Abschieds aus dem Soldatendienst. Freilich durchlebte er nun den Tiefpunkt seines Lebens. Dabei bedrängte ihn wohl vor allem auch das Gefühl der Berufs- und Ziellosigkeit. Über Wochen hin hegte er Selbstmordgedanken in sich, wie er später selber gestand. Und nur die Vorstellung, welche Trauer er den Eltern zufügen würde, hielt ihn vor dem letzten Schritt zurück. So war er im Sommer 1817 wieder ins Elternhaus zurückgekehrt. Die Familie war inzwischen nach Horst hinausgezogen, einem Landgut, das eine viertelte Wegstunde vor Bocholt lag. Diepenbrock ging hier keiner festen Arbeit nach. Seine Vorliebe galt dem Jagen und Reiten.

Die größte Sorge der Eltern aber war, daß er scheinbar auch allen Glauben verloren hatte. Fast schien es aber, als würde ihm ihre Frömmigkeitshaltung nicht Vorbild, sondern Erschwernis sein. Die religiöse Atmosphäre, die sie im Haus schufen, hatte etwas quälend Ängstliches an sich. Diepenbrock wehrte sich gegen diese Haltung. Und ging mit der Krise des Glaubens die Krise seines Lebens überhaupt einher, so verschloß er sich von vornherein jeder elterlichen Einflußnahme, wie hilfreich auch immer sie gewesen wäre. Er selber aber war unfähig, aus sich heraus Wandel zu schaffen. So war er jetzt 21 Jahre alt geworden. Da kam für ihn die entscheidende äußere und innere Wende in der Begegnung mit Johann Michael Sailer.

Am 6. November 1818 war Sailer zusammen mit Christian und Clemens Brentano auf Horst eingetroffen. Diepenbrock ging diesem Besuch zunächst aus dem Weg. Schließlich aber kam es doch dazu, daß ihn Sailer, als man nachmittags in den Gärten spazieren ging, an sich zog und mit ihm allein ging. Sailer traf das rechte Wort. Und Diepenbrock erschloß sich ihm. Wohl war es eine Art Lebensbeichte, die er da Sailer anvertraute. In ihr lag die ganze eigene Hilflosigkeit sich selbst gegenüber, aber auch eine große Bereitschaft und Erwartung. Sailer hatte Diepenbrocks völliges Vertrauen gewonnen. All das hatte sich bei diesem kurzen Gespräch entfaltet. Und das war der später in Sailerschen wie Diepenbrockschen Kreisen gleichermaßen berühmt gewordene Spaziergang.

Auch in diese Begegnung Diepenbrocks mit Sailer wob man eine förmlich roman-

tisch-dramatische Handlung, so, als habe Sailer den jungen, haltlos dahinstürmenden Diepenbrock, mit dem sich die Umgebung nicht mehr zu helfen wußte, angehalten und auf seine künftige Lebensbahn gewiesen. Und dieses Bild wird noch einmal irreführender, indem man glaubte, Diepenbrocks Lebenswendung sei gewissermaßen mit einem Schlag auf dem kurzen Spaziergang erfolgt. Zweifellos war für ihn alles ein tiefes, in seinem inneren Gewicht und Verlauf kaum zu ermessendes Erlebnis. Es war aber nur ein Anfang. Um wirklich aus der anhaltenden Lebenskrise heraustreten zu können, bedurfte es noch einer langen Suche und Klärung. Durch die Begegnung mit Sailer war in Diepenbrock etwas Wesentliches angesprochen. Dabei war er sich über seine weitere Zukunft noch keineswegs im klaren.

Auch daß Diepenbrock nun Sailer nach Landshut nachfolgte, war nicht selbstverständlich. Erst das Zureden Clemens Brentanos und schließlich die Vermittlung Christian Brentanos machten das möglich. Freilich lag in allem auch Diepenbrocks eigener Wunsch. Vom Sommersemester 1819 an studierte er zwei Semester lang Staatswissenschaften in Landshut. Zugleich aber war er Sailers Amanuensis. Ganz allmählich war Diepenbrock nun mit der Frage vertraut geworden, selbst Theologie zu studieren und Priester zu werden. Vor allem auch die beiden Brüder Brentano nahmen an diesem Entschluß unmittelbar Anteil. Sie waren zu dieser Zeit Diepenbrocks vertrauteste Freunde. Christian Brentano war auch sein Pate, als er Anfang Januar 1821 durch Weihbischof Kaspar Maximilian von Droste zu Vischering in Münster gefirmt wurde.

Das Theologiestudium in den Priesterseminaren Mainz und Münster führte Diepenbrock im November 1821 wieder zu Sailer zurück. Auch das war zunächst weder geplant noch vorgesehen. Wieder hatte Christian Brentano diese Übersiedlung zu Sailer vermittelt, diesmal nach Regensburg, wo Sailer am 24. September 1821 durch König Maximilian I. Joseph zum Domkapitular ernannt worden war. Auch in Regensburg war Diepenbrock wieder Sailers Amanuensis. Täglich traf er mit ihm zusammen und wuchs so noch als Student ganz von selber in die Rolle eines Privatsekretärs hinein. Sailer vertraute ihm vor allem seinen umfangreichen Briefwechsel an.

Am 27. Dezember 1823 wurde Diepenbrock von Sailer zum Priester geweiht. Er wohnte von nun an bei Sailer und war nun stets an dessen Seite anzutreffen. Zweifellos waren diese Jahre für Diepenbrock die glücklichsten. Aber auch Sailer blickte stets mit Vaterstolz auf ihn. Wirklich war Diepenbrock dem alternden Bischof eine unentbehrliche Stütze geworden. Wie groß Sailers Zutrauen in ihn war, zeigte sich, als er Diepenbrock die Abfassung seines ersten Hirtenbriefes übertrug, nachdem Bischof Wolf im Jahr 1829 gestorben und er nun regierender Bischof von Regensburg geworden war. Diepenbrock aber rechtfertigte das in ihn gesetzte Zutrauen in allem.

Diese Jahre bis zum Tod Sailers 1832 waren für Diepenbrock prägend. Die erlebte lebendige Gläubigkeit Sailers wurde ihm zum Fundament seines eigenen Glaubens, seiner Geistigkeit, seiner ganzen Persönlichkeit. Lebenslang hielt er am Vorbild Sailers fest. Es wurde ihm Maßstab seines Urteilens und Empfindens und war ihm zugleich das gültige Korrektiv allen Zeitströmungen gegenüber. Sailer war ihm im wahren Sinn des Wortes zum geistig-geistlichen Vater geworden. Und man könnte umgekehrt Diepenbrock den treuesten Schüler Sailers nennen. Noch nachdem ihm das Fürstbistum Breslau und schließlich der Kardinalat übertragen worden war, empfand er schlicht, daß er diese Würden nicht aus sich selbst, sondern allein für Sailer trage. So kann man auch allein von hier her einen angemessenen Ansatz für die Beurteilung Diepenbrocks Persönlichkeit und ihre mögliche Einordnung und Einbindung in Zeit- und Geistesströmungen gewinnen. Jeder andere Versuch würde das Bild verfälschen.

Diepenbrock wuchs nun auch in den Freundes- und Schülerkreis Sailers hinein, in den aufgenommen zu werden er stets als Glück empfand. Hier schloß er auch viele seiner späteren Lebensfreundschaften. Er selber aber bereicherte diesen Kreis nicht unwesentlich und wurde schließlich zu einem seiner bedeutendsten und einflußreichsten Mitglieder. Freilich gehörte er der jüngeren Generation dieses Kreises zu und stand später allein da.

Diese zurückgezogenen Jahre in Sailers Haus ließen Diepenbrock auch Zeit, seinen literarischen Neigungen nachzugehen. Bereits im Jahr 1826 war seine Übersetzung „Fénelons Leben“ von Ramsay aus dem Französischen erschienen; 1829 seine Seuse-Ausgabe. Schon während der Studienjahre hatte sich Diepenbrock mit den Schriften vor allem der deutschen Mystiker vertraut gemacht. Das entsprach seinem ins Innerliche führenden Wesenszug, der freilich in so seltsamen Gegensatz zu seiner reizbaren Natur zu stehen schien. Er machte aber Diepenbrocks eigentliches Wesen aus. Und er wurde noch einmal verstärkt durch seine ererbte schwermütige Veranlagung. Von hier her rührte denn auch seine Sehnsucht nach einem Leben in Stille. Sie war zeitlebens in ihm wach. Ihr entsprach auch die Beschäftigung mit der Dichtung spanischer Mystiker, die Diepenbrock lebenslang fortsetzte. Vor allem aber auf Zureden Clemens Brentanos und Eduard von Schenks brachte er im Jahr 1829 seinen „Geistlichen Blumenstrauß“ heraus. Er widmete ihn Sailer. Die in ihm enthaltenen spanischen Gedichte aber waren nicht nur bloße Übersetzungen, sondern echte Nachdichtungen. Die eigene poetische Begabung kam ihm hier zustatten.

Diese Anthologie war im ganzen deutschsprachigen Raum einzigartig. Und ein spätes Lob kam Diepenbrock noch im Jahr 1845 durch Annette von Droste-Hülshoff zu, die ihm die Anerkennung aussprach, seine Gedichtsammlung dürfe in keiner katholischen Hausbibliothek fehlen. Wirklich gab es nichts Vergleichbares, das einen so umfangreichen Querschnitt der spanischen mystischen Poesie des 16. und 17. Jahrhunderts, der Blütezeit der spanischen Literatur, geboten hätte. Dazu hatte Diepenbrock darin erstmals ein Auto sacramental von Calderon, „la vida es Saenö“, ins Deutsche gebracht. Bisher waren nur Calderons Schauspiele übersetzt. Im Schlußteil hatte er zeitgenössische geistliche Gedichte aufgenommen, von Schenk, Clemens Brentano und vor allem Luise Hensel. Der Wert ihrer Lieder lag für ihn insbesondere in der zarten Frömmigkeit, die von ihnen ausströmte und das religiöse Erfahren und Erleben unmittelbar ansprach.

Hier trifft man zugleich auf die Ausrichtung des Geistlichen Blumenstraußes. Diepenbrock hatte seine Gedichte, wie er im Vorwort sagte, zum Trost in Stunden der Krankheit übersetzt. Ihre Mystik und Poesie war ihm echte religiöse Erbauung. Und dieser geistig-geistliche Gewinn war ihm der erste Zweck seiner Arbeit. Ihn wollte er auch den Lesern vermitteln. So hatte der Blumenstrauß eine bewußt erzieherische Absicht. Das religiös Erbauende und Erhebende stand im Vordergrund vor allem literarisch-ästhetischen Eigenwert. Darauf weist auch die Ausstattung des Bändchens hin. Auf Vorschlag Clemens Brentanos ließ Diepenbrock den Text mit Illustrationen zieren. Sie sollten der beschaulichen Versenkung dienen. So aber reiht sich sein Blumenstrauß ein in die Literatur des geistlichen Biedermeier beziehungsweise des Nazarenerturns, die Literatur der Restaurationszeit mit dem Ziel, Geist und Ton der Literatur vom Religiösen her zu erneuern. Parallelbeispiele dazu gibt es in der Musik und bildenden Kunst. Dahinter stand das große Anliegen, nach dem Einbruch von Säkularisation und Aufklärung das zuvor selbstverständlich gegebene christliche Weltbild, das alle Lebensbereiche umschloß, wiederherzustellen.

Hierin liegt auch die Absicht eingebettet, eine echte, zeitgemäße religiöse Erbau-

ungsliteratur zu schaffen. Sie leitete Diepenbrock grundsätzlich auch bei allen späteren Drucklegungen. Diese Bewegung wurde vor allem vom Mainzer Kreis vorangetrieben. Tatsächlich begegnete man damit einer Not der Zeit. Auch Sailers Schriften, allen voran sein Gebetbuch, hatten deshalb so weite Verbreitung finden können. Sailer selber wußte zeitlebens um diesen Mangel an guter religiöser Literatur. Darum ließ er auch Diepenbrock in seinen literarischen Arbeiten frei gewähren und unterstützte sie.

Wie sehr aber Diepenbrock bereits in diesen frühen Jahren aus dem unmittelbaren Schattenbereich Sailers herausgetreten war und seine Persönlichkeit und Geistigkeit ein durchaus eigenes Profil gewonnen hatte, zeigt seine Ernennung zum Domkapitular in Regensburg durch König Ludwig I. am 3. Februar 1830. Diepenbrock hatte sich gegen sie hartnäckig gewehrt. Er wollte ausschließlich „Sailers Schreiber“ bleiben, wie er sich selber immer nannte. Vor allem empfand er es als Unrecht, allen älteren Geistlichen vorgezogen zu werden. Dazu war er in Bayern ein Fremder. Nur der Wunsch Sailers konnte ihn schließlich zur Annahme bewegen.

Tatsächlich blieben die mißgünstigen Stimmen, auch der Neid im Klerus selbst nicht aus. Zuletzt war Diepenbrocks Name sogar im Landtag gefallen. Die liberal gesinnte Opposition hatte Innenminister Schenk unter anderem auch seine Ernennung zum Vorwurf gemacht. Da reichte Diepenbrock am 8. Mai 1831 seine Resignation ein. Sie stieß freilich im Geistlichen Rat auf einstimmigen Widerspruch. Vor allem Weihbischof Wittmann setzte sich für sein Bleiben ein. Auch Sailer forderte ihn eindringlich zur Rücknahme auf. Diepenbrock aber weigerte sich. So ging alles den amtlichen Weg weiter nach München bis vor den König selbst. Aber auch hier stieß er auf Ablehnung, nicht zuletzt weil Ludwig und Schenk um die Meinung Sailers wußten. So mußte sich Diepenbrock fügen. Dabei aber betonte er ausdrücklich, nur für dieses Mal und einstweilen seine Resignation zurückzunehmen. Freilich machte er kein zweitesmal mehr den Versuch, von seinem Amt entbunden zu werden, wie sehr er das auch gewünscht hätte.

In allem waren auch schwerwiegende persönliche Gründe enthalten. Zum einen hegte Diepenbrock eine grundsätzliche Abneigung gegen alle höheren kirchlichen Würden, zum andern führte er seine wirklich angegriffene Gesundheit an. Seit den Jahren des Studiums litt er an einem chronischen Magenübel. Es hatte sich als Folge der Umstellung von seiner früheren, mit viel Bewegung und Körperanstrengung verbundenen Lebensweise eingestellt. Und es trat immer wieder so heftig hervor, daß ihm längeres, vor allem sitzendes Arbeiten sehr beschwerlich und immer wieder ganz unmöglich war.

Im Jahr 1832 war Sailer gestorben. Sein Tod bedeutete für Diepenbrock einen großen persönlichen Einschnitt. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin wohnte nun über ein Jahr lang Clemens Brentano bei ihm in Regensburg. Er half ihm über die erste Zeit nach Sailers Tod hinweg. 1833 zog auch der Vater zu ihm. Apolonia, seine Schwester, half den Hausstand einrichten. Seit 1834 war auch sie endgültig nach Regensburg gekommen. Sie widmete sich dort der Pflege armer Kranker und gründete dazu die St. Josephs-Anstalt, als deren Leiterin sie am 4. Juli 1880 starb. Mit Recht wird sie eine der größten Wohltäterinnen genannt. Und zweifellos zählt sie zu den großen Frauen gestalten des 19. Jahrhunderts. In ihrer Arbeit blieb sie zeitlebens Laie. Damit nahm sie aber zugleich die moderne Idee des Säkularinstituts vorweg. Für Diepenbrock war Apolonias Anwesenheit wohltuend. Beide Geschwister verband sehr viel. Apolonia war für ihn stets die still verstehende, an allem Anteil nehmende und mittragende Schwester.

Welches persönliche Ansehen und welchen Stellenwert in der Diözesanverwaltung

Diepenbrock zu dieser Zeit bereits genoß, beweist am besten, daß ihn der sterbende Bischof Wittmann Schenk zum Nachfolger empfahl. Freilich schien Diepenbrock so wohl dem König als auch Schenk noch zu jung. Und auch er selber hätte wohl eher Regensburg verlassen als eine solche Ernennung angenommen. Neuer Bischof wurde Franz Xaver Schwäbl, ein Schüler Sailer, mit dem auch Diepenbrock seit langen Jahren nahe Freundschaft verband.

Am 1. Juli 1833 ergriff Schwäbl Besitz vom Bistum Regensburg. Es war verständlich, daß er Diepenbrock in eine höhere Stellung wünschte. Sehr bald ergab sich diese Gelegenheit. Das Amt des Domdechanten im Regensburger Domkapitel war frei geworden. Diepenbrock aber mußte aufgrund seiner Stellung, die er im Kapitel einnahm, fest damit rechnen, vom König ernannt zu werden. So wehrte er diesmal schon im Vorfeld durch einen persönlichen Brief an den König ab. Es half nichts. Ludwig ernannte ihn am 31. Januar 1835. Diepenbrocks Widerstand aber war damit nicht gebrochen. Entgegen den Stimmen aller Freunde, vor allem Schwäbls, schrieb er ein zweitesmal an den König, und zwar einen meisterhaften Brief. Darin führte er im wesentlichen die von seiner Resignation her bekannten Gründe an und bat Ludwig schließlich sogar in Form eines Gedichts, eines Sonetts, um Rücknahme seiner Ernennung. Wirklich hatte er damit den Ton getroffen, der Ludwig am ehesten bewegen konnte. Aber eben die geistvolle Art, mit der er das tat, mußte Ludwig nur noch mehr für ihn einnehmen. So mußte sich Diepenbrock wieder fügen. Schwäbl aber soll über dem ganzen Verdruß förmlich krank geworden sein.

Doch wurden die jetzt anbrechenden Jahre des Arbeitens und Wirkens als Domdechant zugleich Diepenbrocks froheste Regensburger Zeit. Da war das schöne Zusammenleben mit dem Vater und der Schwester, mit denen er im stets gern von ihm gesprochenen Plattdeutsch reden konnte. Da war der schöne Kreis gleichgesinnter Freunde, der sich um ihn zusammengefunden hatte, unter ihnen Eduard von Schenk, Graf Fugger, Dompropst Bonifaz Urban, die Domkapitulare Redl und Wagner, Kanonikus Zech, dazu der Thurn und Taxische Prinzenzieher Joseph Strobl, der auch immer wieder mit den Kindern des Fürsten in die Domdechantei in der Schwarzen Bärenstraße kam, und auch Apolonias Freundin, Emilie Linder, die Schweizer Malerin in München. Und da war vor allem das harmonische Verhältnis mit Schwäbl und das letztlich reibungsfreie Zusammenarbeiten im Domkapitel. Dazu hatte sich Diepenbrocks Gesundheitszustand allgemein gebessert.

Vor allem in den vertraulichen Briefen tritt Diepenbrocks Persönlichkeit hervor. Solche Briefe finden sich über sein ganzes Leben hin verstreut. Sie zeigen seine edle Menschlichkeit und innige Christlichkeit, seine Glaubenshaltung selber, die er redlich durchtrug. Die Wurzeln all dessen lagen bei Sailer, in der Erfahrung seines lebendigen Christentums, in der Erfahrung seiner absoluten Gottesgewißheit und Geborgenheit in Gott. Dabei freilich konnte Diepenbrock nicht zu derselben letzten heiteren Gelassenheit finden, die bei Sailer auch das Schwerste umspannte. Bei Diepenbrock waren die Schwergewichte der Persönlichkeit anders verteilt. Auf ihrem Grund ruhte seine tiefe Schwermütigkeit. Und trotz allen launigen Humors, mit dem er begeistern konnte, blieb diese Schwermut die Grundbefindlichkeit seines Wesens. Sie konnte in oft bedrängender Weise in ihm emporsteigen. Und mancher Freundeskreis erlebte, wie er plötzlich alle unbefangene Heiterkeit verlor und sich ein tiefer Ernst in ihm ausbreitete. Zeit lebens litt Diepenbrock an dieser Schwermut. Sie machte, daß er sich selber nicht leicht lebte.

Diese natürliche Wesensveranlagung spiegelte sich auch in seiner Religiosität wider. Ihre Mitte war eine tiefe Innerlichkeit, eine echte religiöse Ergriffenheit und Seh-

sucht. Hier war auch die Brücke geschaffen für seine Vorliebe zur geistlich-mystischen Dichtung, zu der er einen wahren und tiefen Zugang hatte. Zu dieser Glaubensmystik aber trat bei Diepenbrock ein bewußt angestrebtes asketisches Ideal. Darin drückte sich zugleich seine Auffassung von Amt und Beruf des Priesters als solchem aus. Auch diese grundsätzliche asketische Haltung war für Diepenbrock charakteristisch. In ihr lag aber der dunkle Ernst seiner Schwermütigkeit. So gewann bei ihm alles zugleich den Charakter des Weltflüchtigen, der Weltabgewandtheit, später auch der Zeitmüdigkeit. Innerlich entsprach dem besagtes mystisches Glaubenserleben, äußerlich ein betontes Sichzurückziehen und Nachinnengekehrtheit. Von da her rührte wohl auch der stets ein wenig resignierende Ausdruck fast aller Porträte Diepenbrocks. Ein anderer Grund war freilich seine stets leidende Gesundheit. Man trifft hier aber auf die unumstößliche Eigengesetzlichkeit seiner Persönlichkeit.

Diepenbrocks Begabung für fremde Sprachen war bekannt. Er war aber auch ein Meister des lebendig gesprochenen Wortes. Vor allem von seinen Predigten ging eine unmittelbar fesselnde Macht aus. Sie lag zweifellos in der überzeugenden Kraft seines lebendigen Vortrags, vor allem aber auch in der Anschaulichkeit und Plastik seiner Gedanken sowie seiner reichen Bildersprache. Beides zusammen ergab wohl diese so oft bezeugte bleibende Wirkung seiner Predigten. Und es war immer ein Ereignis besonderer Art, wenn er die Kanzel des Domes bestieg. Im Domkapitel aber bedurfte es meist keiner Frage, wem bei besonderen Anlässen Aufgabe und Amt der Predigt zu-fallen sollte. Die meisten Predigten erschienen hernach im Druck. Der Erlös floß stets Apolonias Krankenhaus zu.

Diepenbrocks Predigten fanden Verbreitung in ganz Deutschland. Auch so war er weit über die Bistumsgrenzen hinaus bekannt geworden. Freilich trug er in allem den Ruf, der Schüler Sailers zu sein. Gerade dieser Ruf aber schuf ihm jetzt viele Feinde. Das sogenannte Kölner Ereignis hatte endgültig das katholische Bewußtsein wachgerufen. Die Verteidigung des katholischen Glaubens und der Kirche aber enthielt ein ausgesprochen kämpferisches Moment. Alles war eigentümlich überreizt geworden. Man machte offen Front gegen die protestantische Konfession, oft in polemischer Weise. Der aufgeschlossene, weite irenische, auf Ausgleich bedachte Katholizismus Sailers war aufgegeben, mehr noch: ihm warf man mangelnde Katholizität und Treue zur Kirche vor. Auch König Ludwig war von dieser neuen Richtung erfaßt. Er ließ Innenminister Abel, der diese strengkirchliche Richtung in allen förderte, freie Hand.

Diepenbrock hatte diese Wendung mit wachem Gespür mitverfolgt. Letztlich aber mußte er vor ihr resignieren. Bezeichnenderweise schrieb er im April 1840 an Emilie Linder: „Wie glücklich, wie beneidenswerth sind Sie, daß ihre äußere Lebensstellung Sie wenigstens von unmittelbarer Berührung und nothwendiger Verflechtung mit jenem wirren, leidenschaftlichen und lichtlosen Treiben fern hält! Mir, der ich nothwendig davon berührt werde, kommt hundertmal die Lust, Alles von mir zu werfen, und weit, weit davon hinwegzugehen. Aber wohin, da es überall dasselbe ist?“. Trotzdem trat er der neuen Richtung entgegen, wo immer er konnte. Seine Haltung war bekannt. So konnte es nicht fehlen, daß er bald auch offen angefeindet wurde. Das war vor allem in München so. Selbst Ludwig hatte ihn fallen gelassen.

Das zeigte vor allem sein Verhalten bei der Frage der Wiederbesetzung des Kölner Bischofsstuhles. Friedrich Wilhelm IV., der König von Preußen, bat ihn, ihm behilflich zu sein, Diepenbrock zum Koadjutor in Köln zu gewinnen. Preußen wollte schon 1818 Sailer zum Erzbischof von Köln bestimmen. Jetzt aber sollte Diepenbrock mit seiner festen, aber von Sailer her geprägten irenischen katholischen Haltung die dor-

tigen konfessionellen Gegensätze ausgleichen. Ludwig aber versagte sich diesem Plan. Dafür machte er nun seinen Einfluß für Johannes Geissel geltend, einen Mann der neuen Richtung. Wirklich ernannte Friedrich Wilhelm 1841 Geissel zum Koadjutor in Köln.

Diese Münchener Meinung über Diepenbrock wirkte in Berlin ganz offensichtlich auch noch nach, als Diepenbrock ein halbes Jahr später zum erstenmal auf der Wahlliste des Breslauer Domkapitels stand. Zwar billigte Friedrich Wilhelm diese Liste, favorisierte aber die Wahl des Glatzer Großdechanten Joseph Knauer. Dieser wurde am 27. August 1841 auch wirklich gewählt. Freilich war diese Wahl zugleich eine Übergangslösung, denn Knauer stand bereits im 78. Lebensjahr.

Inzwischen war Schwäbl am 12. Juli 1841 gestorben. Diepenbrock hatte die Predigt zur Trauerfeier übernommen. Von dieser Predigt aber ging die nachhaltigste und einschneidendste Wirkung für ihn selber aus. Denn er erwähnte in ihr den Eberhardischen Vorfall. Eberhard hatte als Prediger der St. Michaelskirche in München zu Jahresbeginn 1841 eine Reihe wahrer Hetzpredigten gegen die Mischehe gehalten. Darin verstieg er sich zu den schlimmsten Ausfällen gegen die Protestanten. Schwäbl hatte ihm, auf Bitten Abels, einen streng vertraulichen Mahnbrief geschrieben. Dieser Brief gelangte in die Öffentlichkeit. Eberhard richtete daraufhin eine leidenschaftliche Erwidderung an Schwäbl, die er ebenfalls veröffentlichte. In ihrem Gefolge stürzte eine förmliche Flut von Lästerungen, selbst Androhungen auf Schwäbl ein. Schwäbl aber war zu dieser Zeit bereits auf den Tod erkrankt. Er schwieg. Dieses Schweigen aber hatte schließlich selbst unter dem Regensburger Diözesanklerus zu den verkehrtesten Meinungen geführt. Diepenbrock war daher entschlossen, das wirklich Vorgefallene zu schildern. Er wollte berichten und berichtigen. Stillzuschweigen schien ihm Verrat, Verrat am toten Bischof, auch Verrat am rechten katholischen Glauben, da ein Verschweigen in diesem Fall allein dem Fanatismus der Partei Eberhards zugute kam. Am Schluß seiner Predigt aber sprach er ein bewegendes Mahnwort zum Frieden unter den Konfessionen. Dabei berief er sich auf die gemeinsame christliche Grundlage. Der Eindruck der Predigt war überwältigend. Sie war eine grundsätzliche Stellungnahme gegen alle kämpferische, konfessionsbetonte Parteilichkeit. Ein solches Wort aber wog gerade zu dieser Zeit doppelt schwer. Durch den Druck fand diese Predigt sofort weiteste Verbreitung.

Diepenbrock war sich darüber im klaren, daß seine Predigt vor allem bei den Vertretern der strengkirchlichen Partei auf Ablehnung stoßen würde. Tatsächlich feindete man ihn nun ganz offen an. Auch Abel reagierte äußerst feindselig. Er beschuldigte ihn vor dem König selbst des religiösen Indifferentismus, dazu der persönlichen Unreife. Ludwig aber war mehr als je zuvor bereit, diesem Urteil Gehör zu schenken. So waren Diepenbrocks wahre Beweggründe grundsätzlich umgedeutet: seine von Sailer her geprägte irenische Grundhaltung war mißdeutet als Wegbereitung des Protestantismus, als mangelnder Katholizismus, dazu seiner Persönlichkeit der Charakterzug von Unberechenbarkeit unterstellt. Genau das waren auch die Anschuldigungen der strengkirchlichen Kreise. Und nicht zuletzt Abel half dieses Urteil festigen. Über die Münchener Nuntiaturnunterschiede drang es schließlich bis nach Rom. In Abel aber war ihm ein förmlicher Gegenspieler erwachsen.

So überrascht es auch nicht, daß Abel den Brief Diepenbrocks, in dem ihm dieser die Ernennung des Münchener Domdechanten Oettl, eines Sailerschülers, zum Nachfolger Schwäbls nahelegte, nicht einmal beantwortete. Diepenbrock selbst kam in München als Nachfolger Schwäbls selbstverständlich nicht in Frage, obgleich das allgemein erwartet wurde. Auf Abels Vorschlag ernannte Ludwig am 2. September

1841 Valentin Riedel. Immerhin gehörte er nach dem Urteil Diepenbrocks noch der gemäßigeren Linie zu.

Die neuen Vorzeichen aber machten sich sehr bald und überall geltend. Durch die Wegberufung Urbans zum Erzbischof von Bamberg war das Generalvikariat frei geworden. Riedel ernannte sofort am 19. April 1842 Diepenbrock zum neuen Generalvikar. Diepenbrock aber konnte sich nur dazu entschließen, dieses Amt vorläufig und provisorisch zu übernehmen. Es machte ihm auch zu keiner Zeit Freude. Er sah, wie mit Riedel der neue Geist der Münchener Richtung in die Bistumsverwaltung eingezo-gen war. So sah er auch die kommenden Reibereien voraus.

Als Generalvikar handelte Diepenbrock aus großer Sachkenntnis heraus. Vor allem konnte er aus echter eigener Initiative handeln und entscheiden. Sein Wort hatte im Geistlichen Rat hohes Ansehen und seine Meinung war immer zugleich meinungsbil-dend. So bestimmte er maßgeblich die grundsätzliche Ausrichtung des Ratskolle-giums mit, nach innen und nach außen hin, auch Riedel gegenüber. Dasselbe galt für sein Domdechantenamt. Zweifellos war Diepenbrock zu dieser Zeit die markanteste Persönlichkeit im Regensburger Domkapitel. Und das große Ansehen, das es gerade auch bei den Nachbardiözesen genoß, ist wesentlich auf seine bestimmende und prä-gende Persönlichkeit zurückzuführen.

Dabei vertrat Diepenbrock seine Meinung in allem rückhaltslos offen. So wußte man immer, woran man mit ihm war. Wirklich bewältigte er ein gewaltiges Arbeits-pensum. Davon zeugt seine fast lückenlose Anwesenheit bei den mehrmals in der Woche treffenden Sitzungen des Ordinariats und Domkapitels. Davon zeugen die unzähligen, im Archiv des Ordinariats abgelegten eigenhändigen Entwürfe. Sie handeln die verschiedensten Sach- und Personalangelegenheiten ab. Dabei war Diepenbrock stets bereit, die heikleren Referate zu übernehmen, die man auch immer gern an ihn weitergab und die auch Riedel selber am liebsten in seinen Händen wußte. Diepenbrock wick gerade solchen Arbeiten nie aus.

Dabei besaß er die Fähigkeit, auch solche schwierigeren Entwürfe sofort und aus dem Stegreif heraus, wenn nötig noch während der Sitzung selber, aufzusetzen. Stets aber gebrauchte er, selbst wenn es um die formellsten Dinge ging, eine schöne, beredte Sprache. Sie ist charakteristisch für ihn. Sie konnte aber auch knapp und treffend, manchmal schneidend scharf sein. Freilich wollte Diepenbrock dabei nie verletzen. Aber eben auch diese Schärfe und Entschiedenheit ist charakteristisch für ihn. Sie galt für sein ganzes Auftreten. Hier zeigt sich wieder die andere Seite seines Wesens, sein aufbrausendes Temperament. Zweifellos konnte Diepenbrock sehr heftig werden. Dafür war er bekannt. Hinzu kam seine geistige Überlegenheit. Und so trifft man hier wohl auch auf den Grund, warum er oft regelrecht gefürchtet war, im Ordinariat, im Klerus, zuletzt von Riedel selbst, der sich ihm in allem unterlegen fühlen mußte.

Allerdings gab es zwischen Diepenbrock und Riedel auch Zeiten guter Zusammen-arbeit. Die Reibungspunkte traten aber immer schärfer hervor. Im ganzen Streit ging es um ein Grundsätzliches, um den Vorwurf Diepenbrocks, Riedel hebe die bisher geübte kollegiale Verfassung der Diözesanverwaltung auf. Diepenbrock hatte mit diesem Vorwurf recht. Riedels Haltung entsprach aber der allgemeinen Bewegung der Zeit, der Tendenz der Kirche zu straffer Zentralisation, die vor allem von den streng-kirchlichen Kreisen vorangetrieben wurde und sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahr-hunderts noch zusehens steigerte, dabei im ersten Vatikanischen Konzil ihren Höhe-punkt erreichte. So war es schließlich in der Sitzung vom 2. April 1844 zum endgültigen Bruch zwischen Diepenbrock und Riedel gekommen. Diepenbrock gab das Generalvikariat zurück.

Der Rücktritt Diepenbrocks zog auch eine offizielle Untersuchung der Regierung nach sich. Sie zögerte sich allerdings über ein ganzes Jahr hin. So war ihr ohnehin bedeutungsloses Ergebnis schließlich überholt. Denn Diepenbrock war am 15. Januar 1845 zum Fürstbischof von Breslau gewählt worden. Seinen eigenen Worten nach war ihm diese Nachricht wie eine Bombe ins Haus gefallen. Denn diesmal hatte man es bewußt vermieden, ihn zuvor zu unterrichten, da man seine ablehnende Haltung kannte. Trotzdem lehnte er erneut ab. Er hatte um diese Entscheidung acht Tage lang redlich gerungen. Die letztentscheidende Maxime seines Handelns war seine Überzeugung, wäre die Wahl wirklich Gottes Ruf gewesen, so hätte ihm Gott mit ihr auch den inneren Mut gegeben, sie anzunehmen. Nur dieser inneren Stimme wollte er gehorchen.

Diepenbrocks Wahl in Breslau war zwar völlig frei durch das Domkapitel gesehen, aber eben zugleich auch von Friedrich Wilhelm gewünscht worden. Er aber wollte ihn diesmal nicht aufgeben. So traf bereits im Februar Duesberg, der Leiter der im preußischen Kultusministerium neugebildeten katholischen Abteilung, in Regensburg ein. Er stellte Diepenbrock die Frage, ob er sich auch dann nicht zur Übernahme des Bistums entschließen könne, wenn ihn der Papst dazu ermahne. Vor dieser Frage konnte sich Diepenbrock nicht mehr verweigern. Über den Münchener Nuntius ging diese Zusicherung nach Rom. Aber noch ehe sie dort eingetroffen war, hatte Kardinalstaatssekretär Lambruschini am 26. Februar Diepenbrock die ausdrückliche Aufforderung des Papstes, die Breslauer Wahl anzunehmen, zugesandt. So war die Sache entschieden. Am 9. März 1845 hatte Diepenbrock die Wahl förmlich angenommen. Aber nur sehr mühsam fand er sich in alles hinein. Trotz seiner zerstörten Amtstätigkeit wäre er sehr gern in Regensburg geblieben.

In der direkten Berufung durch den Papst lag für Diepenbrock zugleich eine große Genugtuung. Er empfand sie als förmliche Rechtfertigung vor allen Verleumdungen und Mißdeutungen, die man ihm seitens der strengkirchlichen Partei während der letzten Jahre in oft sehr verletzender Weise entgegengebracht hatte. Dazu wurde er jetzt mit Ehrenbezeugungen förmlich überschüttet. Die Universitäten von München und Breslau verliehen ihm die Ehrendoktorwürde, die Stadt Regensburg das Ehrenbürgerrecht, das Domkapitel die Ehrenmitgliedschaft. Auch König Ludwig wandte sich ihm nun wieder zu. Er erhob ihn am 26. Mai 1845 aus freien Stücken in den Freiherrnstand, womit die persönliche Adellung verbunden war. Mit Riedel aber hatte sich Diepenbrock während dieser Tage völlig ausgesöhnt.

Am 8. Juni fand Diepenbrocks Bischofsweihe in Salzburg durch Kardinal Schwarzenberg statt. Am 25. Juni brach er endgültig von Regensburg auf, das er nicht mehr wiedersehen sollte. Der Abschied fiel ihm sehr schwer, vor allem von Apolonia. Sie hatte sich nicht entschließen können, mit nach Breslau zu gehen. Auf der Reise nach Berlin traf Diepenbrock in Aschaffenburg ein letztesmal persönlich mit König Ludwig zusammen. Dieses kurze, aber offene Gespräch hatte für beide endgültig klärend gewirkt. Und wenige Monate später schrieb Ludwig Diepenbrock vielsagend, hätte ich Diepenbrock nur vorher so gekannt, wie ich ihn jetzt kennengelernt.

Am 11. Juli 1845 legte Diepenbrock vor Friedrich Wilhelm den Staatseid ab. Allgemein brachte man ihm in Berlin größtes Vertrauen entgegen. Und immer wieder bestätigte man ihm, daß vor ihm noch kein Bischof am Hof so ausgezeichnet worden sei. Wirklich hatte Diepenbrock dort von Anfang an begeistert. Wohl lag das schon an seinem äußeren Erscheinen, das etwas Ritterliches an sich hatte. Hinzu kam seine ausgeprägte Geistigkeit. So hatte sein ganzes Auftreten etwas Hoheitsvolles an sich. Zugleich aber hatte sich Diepenbrock eine unbefangene Spontanität bewahrt, die ihn auch wieder eigentümlich jugendlich erscheinen ließ. Überhaupt blieb er nie im bloß

Förmlichen verhaftet, sondern bewegte sich, auch in allem äußeren Zwang der Form und Etikette, grundsätzlich frei. Wohl vor allem auch das machte seine Erscheinung so anziehend und sympatisch. Dabei setzte er diese Wirkung nie bewußt ein. Auch darin lag die unmittelbar überzeugende Kraft seiner Persönlichkeit. Sie trug nie etwas Gewolltes an sich, sondern blieb immer unverstellt und natürlich.

Am 16. Juli schließlich erreichte Diepenbrock Breslau. Am 27. Juli fand die feierliche Inthronisation statt. Am frühen Nachmittag dieses Tages gab er ein Diner mit 80 Ehrengästen. Dabei war sein Trinkspruch bezeichnend, den er auf den Papst brachte. Ganz offen sagte Diepenbrock hier: „Ich stehe hier als Mann des Papstes, denn ohne ihn, ohne seinen bestimmten Auftrag stände ich nicht hier . . .“ Verständlicherweise beeindruckte das gewaltig. Schon im Hirtenbrief und auch am Vortag in seiner Predigt hatte Diepenbrock seine unmittelbare Berufung durch den Papst betont. Wenn er sich jetzt noch einmal auf ihn berief, so geschah das nicht um seiner selbst, sondern um seines Amtes willen. Der ausdrückliche Wunsch des Papstes, seine unmittelbare Sendung verlieh ihm eine ganz andere Autorität, war ihm eine besondere Legitimation für sein nun beginnendes Wirken. Hinter der Annahme des päpstlichen Rufes aber stand sein großes persönliches Opfer.

Diepenbrocks Bischofszeit währte nur acht Jahre. Sein Wirken aber hinterließ bleibende Spuren. Breslau war damals die größte Diözese Europas und umfaßte ein Gebiet größer als ganz Bayern, mit eineinhalb Millionen Seelen. Das Bistumsgebiet war geteilt in einen größeren preußischen und kleineren österreichischen Teil, in dem 70 000 Einwohner lebten. Über diese aber hatte Diepenbrock zugleich alle Rechte und Pflichten einer fürstlichen Herrschaft auszuüben. Das Ganze war ein großer Verwaltungsbetrieb. Sitz war das fürstbischöfliche Schloß Johannesberg, wo Diepenbrock jedes Jahr den Sommer verbrachte. Diese Fürstentherrschaft erlosch erst im Jahr 1848. Sie bereitete Diepenbrock zusätzliche Arbeit. Um das zu veranschaulichen, schrieb er einmal nach Regensburg, er habe schon von Johannesberg her täglich mehr Eingänge als das ganze Regensburger Ordinariat. Hinzu aber kamen dann eben noch alle Arbeiten der Diözesanverwaltung. Da Diepenbrocks Gesundheit immer schon stark angegriffen war, war es absehbar, daß er auf Dauer unterliegen mußte. So schrieb er in einem vertrauten Brief, fünf Jahre Hiersein in Breslau habe nun meine Kräfte aufgebraucht. Das klang sehr resignierend und war es auch.

Aber auch das machte die Größe der Persönlichkeit Diepenbrocks aus, daß er sich dem Anspruch, der ihn in Breslau erwartete, ganz und gar stellte; mehr noch, daß er seiner Bischofszeit einen eigentümlichen Glanz verlieh. Das lag freilich sowohl an seiner Leistung als Fürstbischof als auch an seiner eigenen Persönlichkeit. Diepenbrocks Auftreten begeisterte, wo immer er hinkam. Vor allem die Berichte über seine Firmreisen legen dafür ein beredtes Zeugnis ab. Auch das Breslauer Domkapitel schloß sich ihm bereitwillig an, vor allem weil man seine große Redlichkeit der Amtsführung sah, seinen aufrichtigen Willen zur Zusammenarbeit, freilich auch sein überlegenes Urteil. Von Anfang an aber zeigte Diepenbrock seine unumstößliche Katholizität und seine starke bischöfliche Hand sowohl der preußischen Regierung als auch Rom gegenüber.

Ein Beispiel dafür mag der Fall des Fürsten Hatzfeld sein. Hatzfeld, der selber Katholik war, wollte sich von seiner protestantischen Frau scheiden lassen, um sich mit einer anderen protestantisch trauen zu lassen. Diepenbrock versuchte den Fürsten vergeblich von diesem Schritt zurückzuhalten. Sofort nach der Trauung exkommunizierte er ihn. Er wollte im Kirchlichen kein aristokratisches Sonderrecht gelten lassen. Hatzfeld wandte sich an Rom, wo er auch wirklich Gehör fand. So wollte man schließlich nachträglich den kirchlichen Nichtigkeitsprozeß eröffnen. Dazu forderte man

auch Diepenbrocks Zustimmung. Diepenbrock aber reagierte in der für ihn, für seine Persönlichkeit und seinen Charakter typischen unbestechlichen Weise. Er machte Rom unmißverständlich deutlich, daß er eher sein Bistum in die Hände des Papstes zurückgeben werde, als hierin einwilligen; daß er nicht mithelfen werde, die Ehre der katholischen Kirche und das Ansehen des päpstlichen Stuhles vor ganz Deutschland in den Schmutz zu ziehen und die Meinung zu erhärten, mit Geld könne man in Rom alles erlangen. Daß es Diepenbrock mit der Weigerung, seinen Exkommunikationspruch zurückzunehmen, absolut ernst war, wußte man in Rom. Und seine entschiedene Haltung drang schließlich durch. Fünf Jahre, nachdem Diepenbrock tot war, war auch Hatzfelds erste Frau gestorben. Und erst jetzt wurde seine zweite Ehe kirchlich eingesegnet.

Auf breiter Front aber führte Diepenbrock die Ordnung und Vertiefung des kirchlichen Lebens durch. Das begann beim Klerus selbst. Diepenbrock gab ihm erstmals wieder durch seine eigene kraftvolle bischöfliche Persönlichkeit einen geistig-geistlichen Halt. Insbesondere förderte er die Ausbildung des Priesternachwuchses, sei es in den Seminarien, deren Statuten er neu schreiben, deren Gebäude er herrichten ließ, sei es an der theologischen Fakultät der Universität Breslau, die erst auf sein Drängen hin wieder vollständig besetzt wurde.

In Oberschlesien hatte Diepenbrock auch gegen schwere soziale Probleme anzukämpfen. Er suchte sie durch von ihm initiierte Seelsorg- und Caritasmethoden zu lindern. Diepenbrock war hierfür wohl vor allem auch durch die Arbeit seiner Schwester Apolonia besonders sensibel geworden. Gerade hier tritt aber auch sein eigenes wahres menschliches Mitgefühl hervor. Vor allem in der Verwaltung seiner eigenen fürstbischöflichen Besitzungen gibt es dafür viele schöne Beispiele. Im Jahr 1847 brach in Oberschlesien nach mehrjährigen Mißernten der Hungertyphus aus, der Tausende von Opfern forderte. Diepenbrock half nicht nur selbst mit bedeutenden Mitteln, er rief auch zu allgemeinen Geld- und Nahrungsspenden auf. Vor allem entstande er die Barmherzigen Brüder und Schwestern in das Seuchengebiet. Sie arbeiteten dort mit wahrer Selbstaufopferung. Dazu gründete er für die elternlos gewordenen Kinder Waisenhäuser und bat mit einem eigenen Hirtenbrief kinderlose Familien um Aufnahme von Waisen. Mit aller Energie ging er auch gegen die bevorzugt in der armen Bevölkerungsschicht vorherrschenden Branntweinsucht an. Freilich konnte er auch hier nur wieder durch die treue Mithilfe des schlesischen Klerus Erfolg haben.

Wieder zeigt sich hier, wie sehr es Diepenbrock verstanden hatte, dem Breslauer Diözesanklerus gerade nach den Jahren der inneren geistigen Spaltung unter Sedlitzky in seiner Persönlichkeit wieder eine klare und einende Mitte zu geben. So konnte er auch von Anfang an die im Domkapitel bisher bestehende unversöhnliche Parteilung um den staatskirchlich gesinnten Latussek und den kirchlich gesinnten Förster aufheben. Seine wirklich integrierende Kraft zeigte auch seine Auseinandersetzung mit dem Rongianismus. Diepenbrock handelte hier mit der gebotenen Entschiedenheit und Konsequenz. In allem aber war es ihm nicht um Ausschluß, sondern um Einbindung der religiösen Kräfte in die Kirche zu tun. Darin war er ganz Sailer ähnlich, seiner irenischen Grundhaltung, die aber eben nicht Indifferentismus bedeutete, sondern der eine klare und feste Entschiedenheit zugrunde lag.

Bemerkenswert ist auch Diepenbrocks Haltung den staatlichen Regierungen gegenüber. Diepenbrock war ja Vasall des österreichischen Kaisers und des preußischen Königs. Bei beiden Regierungen war er durch sein entschiedenes, aber eindeutiges Auftreten hoch angesehen. Man wußte jederzeit, woran man mit ihm war. Charakteristisch war für Diepenbrock die absolute kirchliche Linie, sein unnachgiebiges

Durchsetzen des kirchlichen Standpunkts, der kirchlichen Rechte und Freiheiten, vor allem Preußen gegenüber. Freilich war ihm dabei alles Kämpferische und Gewalttätige fremd. Hier ist er in keiner Weise etwa mit Geißel von Köln zu vergleichen. Diepenbrock blieb in allem der Schüler Sailers, wahrte in allem die Gerechtigkeit und das Maß seiner Ansprüche.

Freilich war man anderseits gerade in Berlin ihm gegenüber zu fast jedem Zugeständnis bereit, eben vor allem deshalb, weil man um seine Redlichkeit und Verlässlichkeit wußte. Trotzdem blieben noch genügend Reibungspunkte. Die Stimme Diepenbrocks aber hatte am Hof unüberhörbare Geltung. Dazu trug insbesondere auch sein beinahe freundschaftliches Verhältnis zu König Friedrich Wilhelm bei. Friedrich Wilhelm hatte grundsätzlich neue kirchenpolitische Wege beschritten. Das Grundprinzip war die bewußt angestrebte Parität der protestantischen und der katholischen Konfession. Diepenbrock aber konnte hier vorzügliche Dienste leisten. Er war ja gerade als der Sailerschüler bekannt, der dessen versöhnliche Irenik forttrug. Das war auch zugleich der entscheidende Beweggrund gewesen, warum sich Friedrich Wilhelm so nachhaltig für Diepenbrocks Wahl eingesetzt hatte. Dazu kam das offensichtlich sofort mit dem Augenblick der ersten persönlichen Begegnung gegebene gegenseitige Vertrauen zwischen beiden. Es blieb die ganze Bischofszeit Diepenbrocks über dasselbe. Er konnte dem König stets rückhaltlos offen gegenübertreten, gerade auch wenn es um heikle und für die Regierung unangenehme Dinge ging. Friedrich Wilhelm aber schätzte ihn darum um so mehr. Zeugnis dafür ist der erhaltene Briefwechsel.

Freilich stand Diepenbrock treu zur Monarchie, die ihm als von Gott gewollte Ordnung galt. Das zeigte sein Verhalten im Revolutionsjahr 1848. Mit dem Hirtenschreiben vom 28. März mahnte er zur Ruhe, Besonnenheit und Achtung vor dem Leben und Eigentum der Mitbürger und verurteilte das Gewaltrecht, das ringsum am Werk war. Diepenbrock selber mußte mit Sturm und Plünderung des Palais' rechnen. Er hatte aber Breslau, seine Bischofsstadt, nicht verlassen, war nicht nach Johannesberg ausgewichen.

Nun aber wurde er als Vertreter für den Wahlkreis Oppeln in die Nationalversammlung in der Paulskirche gewählt. Solches direktes politisches Wirken aber widersprach ihm zutiefst. Er ging dann auch nur auf die dringenden Vorstellungen des Breslauer Domkapitels hin nach Frankfurt. Diepenbrock fühlte sich dort fehl am Platz. Trotzdem wirkte er am Zusammenschluß aller katholischen Parlamentarier mit, sowie an den Besprechungen der Kirchen- und Schulfragen. Nach wenigen Wochen aber erkrankte er schwer und legte sein Mandat wieder nieder.

Denselben Mut wie im März bewies Diepenbrock wenig später im November 1848 mit einem weiteren Hirtenbrief, in dem er gegen den Beschluß der Steuerverweigerung anging. Diepenbrock wandte sich damit auch direkt gegen die vorherrschende allgemeine Volksmeinung. Sein Hirtenschreiben wurde auch vor dem preußischen Militär und von den evangelischen Kanzeln verlesen. All das kann nun aber nicht umgedeutet werden, als ob Diepenbrock ein ausgesprochen „politischer Bischof“ gewesen wäre. Im Gegenteil. Aber Diepenbrock hielt das, was er tat, für die ihm selbstverständliche Erfüllung seiner Pflicht; einer zweifachen Pflicht, einmal seinem dem König geleisteten Treueid gegenüber, zum andern seinem kirchlichen Versprechen gegenüber, die Wahrheit zu sagen, das heißt, seinen Diözesanen die moralische Verpflichtung zur Steuerzahlung vor Augen zu stellen. Überhaupt ist Diepenbrock als der große menschliche, volksnahe, aber zugleich edle und aristokratisch vornehme Bischof zu charakterisieren. Einzigartig und auffallend an ihm ist seine wirklich

prägende geistig-geistliche Persönlichkeit. In ihr lag bei aller äußeren Autorität und Unnahbarkeit größte menschliche Wärme. Vielleicht wird von hierher die große Verehrung erklärbar, die er in allen Kreisen genoß. Sie galt stets ausschließlich ihm selber, nicht nur seinem hohen Amt. So wirkte er in Wirklichkeit über die Breslauer Diözese hinaus.

Das bekannteste Beispiel hierfür ist Diepenbrocks Verhalten angesichts der Lola Montez Affäre König Ludwigs I. Von verschiedenen Seiten war man in Diepenbrock gedrungen, sich an Ludwig zu wenden. Zugleich war ihm das selbst ein Anliegen. So schrieb er nacheinander drei Briefe an Ludwig. Diese Briefe lassen an Klarheit nichts missen. Sie sind aber in ihrer Art einzigartig. Der ganze feine Takt, aber eben auch die klare Entschiedenheit Diepenbrocks eigener Persönlichkeit spricht aus ihnen. Eine solche Sprache konnte nur er führen. Und es ist bezeichnend, wenn Ludwig ihm antwortete, niemand außer ihm hätte er gestattet, hierüber zu sprechen.

Auch auf der ersten österreichischen Bischofskonferenz, die länger als sieben Wochen, von April bis Juni 1849 in Wien zusammentrat, gehörte Diepenbrock zu den führenden Persönlichkeiten. Und er konnte sich sagen lassen, er habe ein neues und frisches Element in die träge und einförmige Masse gebracht. Das klingt freilich übertrieben. Denn an dieser Konferenz nahmen auch Kardinal Schwarzenberg und Rauscher, der spätere Wiener Erzbischof teil, zwei ebenso große Bischofsgestalten. Bezeichnend aber war doch, daß Diepenbrock als Preuße den gemeinsamen Hirtenbrief verfaßte, den dann die in Wien versammelten 35 österreichischen Bischöfe den Gläubigen verkünden ließen.

Zusammen mit Geissel wurde Diepenbrock 1850 ins Kardinalskollegium berufen. Er hatte sich wieder, soweit ihm das möglich war, gegen diese Würde gesträubt, konnte sie aber nicht vermeiden. Sie bedeutete aber zugleich eine Auszeichnung und Anerkennung für ihn. Am 4. November empfing er in Breslau den Kardinalspurpur aus der Hand Viale Preläs, des Wiener Nuntius.

Immer heftiger aber brach sein chronisches Leiden hervor. Im Mai 1852 zog er sich nach Johannesberg zurück. Aus Regensburg bat er schließlich Apolonia zu sich. Am 20. Januar 1853, kaum zwei Wochen nach seinem 55. Geburtstag, starb er an den Folgen eines Darmkrebses. Was Diepenbrock die Jahre über gelitten hatte, mag sein Testament bezeugen, in dem er ausdrücklich bestimmte, seine Leiche zu obduzieren, um einmal Patienten mit einer ähnlichen Krankheit besser als ihm helfen zu können. Man darf wohl sagen, daß Diepenbrock sein Arbeiten in Breslau redlich seiner Gesundheit abringen mußte. Vielleicht trifft man hier überhaupt auf das Hauptmerkmal seiner Lebensgestalt, seiner Persönlichkeit, seines Charakters, und zugleich auf das, was seine große Anziehungskraft auch heute noch ausmacht, auf seine unbedingte Redlichkeit und Wahrhaftigkeit in allem, sich selbst und der ganzen Mitwelt gegenüber. Die tiefste Wurzel dafür aber lag wohl im Religiösen, in einem letzten sich vor Gott Wissen.

WERKE DIEPENBROCKS (Auswahl):

Ritter von Ramsey, Fénelons Leben. Aus dem Französischen übersetzt, mit einigen Anmerkungen und Beilagen begleitet, Koblenz 1826. – Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften. Nach den ältesten Handschriften und Drucken mit unverändertem Texte in jetziger Schriftsprache herausgegeben von Melchior Diepenbrock. Mit einer Einleitung von Joseph

Görres, Regensburg 1829. – Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten, den Freunden der christlichen Poesie dargeboten von Melchior Diepenbrock, Priester und Privatsekretär des hochwürdigen Herrn Bischofs von Sailer, Sulzbach ¹1829, ²1852. – Gesammelte Predigten, Regensburg 1841. – Trauerrede auf den Hintritt des Hochwürdigsten Herrn Herrn Franz Xaver v. Schwäbl, Bischofs von Regensburg, Regensburg 1841. – Flämisches Stilleben in drei kleinen Erzählungen von Heinrich Conscience, aus dem Flämischen übersetzt von Melchior von Diepenbrock, Regensburg 1845. – Sämtliche Hirtenbriefe Sr. Eminenz des Cardinal-Fürstbischofs von Breslau, Melchior Freiherrn von Diepenbrock, Münster 1853.

LITERATUR:

H. Förster, Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock. Ein Lebensbild. Von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, Breslau 1859. – J.-H. Reinkens, Melchior von Diepenbrock. Ein Zeit- und Lebensbild, Leipzig 1881. – H. Finke, Zur Erinnerung an Kardinal Melchior von Diepenbrock. Nach ungedruckten Briefen, Münster 1899. – Ders., Aus dem Briefwechsel des Kardinals Diepenbrock mit König Friedrich Wilhelm IV., in: Hochland 9 (1911/12) 18–39. – J. Horsthemke, Melchior von Diepenbrock als Übersetzer spanischer Dichtungen, Münster 1915. – E. Vigener, Drei Gestalten aus dem modernen Katholizismus, in: Historische Zeitschrift, Beiheft 7 (1926) 76–107. – A. Nowack, Ungedruckte Briefe von und an Kardinal Melchior von Diepenbrock, Breslau 1931. – J. H. Beckmann, Beiträge zu Melchior von Diepenbrocks Kirchenpolitik, in: Historisches Jahrbuch 55 (1935) 392–409. – E. Bröker, Melchior Kardinal von Diepenbrock. Fürstbischof von Breslau. Gedenkschrift anlässlich der 100. Wiederkehr seines Todestages, Bocholt 1953 (Sonderdruck von: Unser Bocholt 1953). – C. Heselhaus, Melchior Diepenbrock und der Geist der nazarenischen Literatur, in: Westfalen 31 (1953) 75–88. – A. Loichinger, Melchior Diepenbrock. Seine Jugend und sein Wirken im Bistum Regensburg (1798–1845) (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 22), Regensburg 1988.